

5 Das Phänomen der Gewaltdelinquenz

Wo liegen die Wurzeln der Gewaltbereitschaft? Gibt es eine angeborene Neigung zu Gewalt oder sind Aggression und Destruktivität Folge lebensgeschichtlicher Erfahrungen? Obgleich Aggressionstheorien in verschiedenen Humanwissenschaften wie Medizin, Psychologie, Soziologie und Pädagogik diskutiert und -forschung betrieben wird, fällt auf, dass keine dieser Theorien den Gegenstand Aggression vollständig klären kann und immer nur Einblicke in einzelne Dimensionen geben kann. Um uns dem Phänomen Gewalt zu nähern, ist es notwendig, einen Blick auf die Definitionen von Aggression und Gewalt zu werfen, die natürlich wiederum von der theoretischen Richtung, vor deren Hintergrund der Gegenstand untersucht wird, abhängig sind. Über verschiedene Ansätze hinweg wird Aggression als eine *zielgerichtete Kraft*, welche die *Schädigung eines anderen zum Ziel* hat, definiert. (Rauchfleisch, 1992). Die psychoanalytische Theorie weicht jedoch von dieser Definition ab und bezeichnet Aggression – „ad gredi“ – als jegliche *positive* wie *negative* Bewegung hin auf Personen oder Gegenstände in der Außenwelt. Die Erscheinungsformen der Aggression werden je nach theoretischer Richtung unterschiedlich beschrieben: als *instrumentelle* Aggression (zur Lösung von Problemen), *feindselige* Aggression (auf Schaden des Opfers zielend), *expressive* Aggression (Wutausbrüche, die Befreiung von Spannung bringen sollen), *spontane* Aggression (vermeintlich ohne spezifische Auslöser), *reaktive* Aggression (als Folge bestimmter Außenreize), *offene*, *versteckte*, *positive* (gesellschaftlich gebilligte) und *negative* (gesellschaftlich missbilligte) Aggression (Rauchfleisch, a.a.O.: 12)

Gewalt kann als eine Teilmenge, als eine spezielle Form der Aggression verstanden werden (Lösel et al., 1990). Der indogermanische Wortstamm „val“ bedeutet so viel wie der Besitz von Verfügungsgewalt. Es wurde im Lateinischen unterschiedlich übersetzt und erhielt in der römischen Rechtssprechung verschiedene semantische Schwerpunkte, welche die Ambivalenz des Gewaltbegriffs bis heute prägen (Ritter, 1974, zit. nach Ross, 2001).

Dieses Kapitel wird sich mit ausgewählten psychoanalytischen und bindungstheoretischen Ansätzen zum Phänomen „Gewalt“ auseinandersetzen und

insbesondere die Idee der Destruktivität als Abwehr gegen die Bedrohung des mentalen Selbst verfolgen, die ursprünglich von Fonagy, Moran & Target (1993) entworfen wurde. Gewalt gegen andere (und gegen sich selbst) wird demnach durch defizitäre metakognitive und symbolische Fähigkeiten möglich. Das bedeutet, dass eine Vielzahl gewalttätiger Menschen aus einer Unfähigkeit heraus, ein Objekt auf der kognitiven oder psychologischen Ebene wahrzunehmen, den Körper dazu benutzen, eigene psychische Zustände und die anderer aufzunehmen und zu inszenieren (Fonagy & Target, 1996; Mc Dougall, 1986).

Der Vater spielt für die Entwicklung der metakognitiven, symbolischen Fähigkeiten des Kindes eine wichtige Rolle; er markiert den Übergang der spiegelnden Mutter-Kind-Dyade zu einer symbolischen Repräsentation von mehr als einem Objekt. Im letzten Teil dieses Kapitels werden die ungünstigen Auswirkungen, die die Abwesenheit des Vaters oder der Verlust des Vaters in den ersten Lebensjahren auf die Fähigkeit des Kindes hat, maßvoll mit Aggression umzugehen, im Mittelpunkt stehen.

5.1. Gewalt als eine Form aggressiven Handelns

Psychoanalytische Formulierungen: Psychoanalytiker haben sich zwar schon früh und kontrovers mit dem Ursprung und der Bedeutung von Aggression auseinandergesetzt, die Unterscheidung zwischen Aggression und Gewalt wurde innerhalb der Psychoanalyse jedoch erst in den letzten beiden Jahrzehnten etabliert (Perelberg, 1999).

Bevor wir uns das Phänomen Gewalt näher anschauen, sollte zusammenfassend festgehalten werden, welche Sicht psychoanalytische Autoren auf Aggression haben. Freud sah Aggression zunächst als eine Komponente des Sexualtriebs an, der seiner Durchsetzung dient. 1915 veränderte sich diese Auffassung in seinem Werk: Aggression wurde nun als Bemächtigungstrieb zu einem Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes. Die furchtbare Destruktivität des Ersten Weltkrieges führte Freud zu einer Umformulierung der Triebtheorie; er konzipierte antagonistische Lebens- und Todestribe. Der Repräsentant des Todestriebes wurde „*ein der Libido entsprechend energetisch konzipierter Aggressions- und Destruktionstrieb*“ (Bohleber, 2001: 865). Das Mischungsverhältnis von Lebens-

und Todestrieb entscheidet darüber, inwieweit die Aggression eine positive oder destruktive Funktion hat.

Die Todestriebhypothese Freuds führte zu einer Polarisierung des psychoanalytischen Lagers in drei große Trends: 1. Psychoanalytiker, die Freuds Theorie zustimmen. Insbesondere Melanie Klein griff die Todestriebhypothese in ihrem Werk auf und postulierte angeborene destruktive Triebimpulse, die die Repräsentation des Selbst und der Objekte entscheidend beeinflussen, 2. Die Ich-Psychologen verwarfen Freuds Todestriebtheorie, gingen aber von unabhängigen sexuellen und aggressiven Trieben aus, 3. Psychoanalytiker, die Triebe als Ursprung menschlicher Motivation verwerfen. Sie sehen Aggression als *Reaktion* auf nachteilige Umwelteinflüsse, Familienpathologie, frühe Deprivation oder Traumatisierung an. (Bohleber, a.a.O.)

Das analytische Lager wurde im Hinblick auf die Frage: *Gibt es einen abgeborenen aggressiven Trieb oder nicht?* grob in zwei Gruppen gespalten: Analytiker mit einer **nativistischen**⁵⁶ Sicht auf Aggression (z.B. Freud, Klein, Kernberg) und andere mit einer Sicht auf Aggression als einem **reaktiven**⁵⁷ Phänomen.

Diese polarisierenden Positionen haben nach Mitchell (1993) bedeutende klinische Implikationen, vor allem in der Behandlung aggressiver Borderline-Patienten. Sandler (1983) hingegen verwies in Übereinstimmung mit der neueren Entwicklungsforschung darauf, dass eine solche Polarisierung nicht besonders sinnvoll sei. Er betont, dass diese Theorien durch klinische Theorien und individuelle Erfahrungen modifiziert werden können. Konstitutionelle Merkmale,

⁵⁶ Diese analytischen Autoren (Freud⁵⁶, 1920; Klein, 1957; Kernberg, 1976) betrachteten Aggression als eine angeborene, gegen das Leben und das Selbst gerichtete zerstörerische Kraft. Kernbergs (1976, 1991) Modell der „angeborenen Zerstörungswut“ beschreibt Aggression als einen Trieb, der sich aus vielen verschiedenen angeborenen Gefühlszuständen zusammensetzt. Demnach bilden negative Gefühle und damit assoziierte auf das Selbst und auch auf die Umwelt bezogene Erfahrungen und Wahrnehmungen den angeborenen Kern vielschichtiger Affekte wie Hass, Ekel und Wut. Diese Affekte sind ihrerseits mit der Triebstruktur der Aggression verknüpft. Mitchells (1993) Position, dass Aggression zwar biologischen Ursprungs ist, aber als Reaktion auf wahrgenommene Bedrohungen des psychischen Selbst auftritt, deckt sich mit den Ansichten Fonagys und Targets (1993), die im Folgenden ausführlicher diskutiert werden.

⁵⁷ Hartmann (1958) und andere Ich-Psychologen beschreiben Aggression als reaktives Phänomen auf Konflikte innerhalb des Anpassungsprozesses, als Abwehr von Unlust und depressiver Affekte. Die Mehrzahl der unabhängigen britischen Analytiker (z.B. Fairbairn, 1954; Winnicott, 1965) betrachten kindliche Aggression als Ausdruck eines gesunden Kampfes gegen pathologische Interaktionen. Kohut (1972, 1977) und andere Selbst-Psychologen verstehen Aggression als Reaktion auf narzisstische Bedrohung, gewissermaßen als Signal für eine drohende Verletzung des Selbst.

wie das Temperament von Säuglingen (Reizbarkeit, schwieriges Schrei-, Ess-, und Schlafverhalten) können mit Aggression verbunden sein (Kagan, 1989). Zudem gibt es Säuglinge, die frühkindliche Deprivation erfahren haben und sich trotz dieser recht ähnlichen Erfahrungen sehr unterschiedlich entwickeln. Einige dieser Kinder werden emotionale und soziale Auffälligkeiten entwickeln; andere Kinder werden Schutzmechanismen zur Verfügung haben, die vor einer pathologischen Entwicklung schützen (Keupp, 2001; Rutter, 1985)

Rosine J. Perelberg (1999) gibt einen Überblick zu psychoanalytischen Perspektiven auf das Thema Gewalt. Sie diskutiert die Ansätze zahlreicher analytischer Autoren (Freud, Glasser, Limentani, Shengold, Meloy, De Zulueta etc.), von denen hier nur einige exemplarisch herausgegriffen werden sollen. Glasser (1985) definiert Gewalt als „*intended infliction of bodily harm on another person*“ (S.37), was den bewussten Angriff eines Menschen auf einen anderen Menschen betont. Während Aggression eine biologisch angelegte Reaktion auf Gefahr darstellt, kann Gewalt als körperlicher Ausdruck von Aggression angesehen werden, der darauf zielt, die Gefahr auszuschalten („*violence is the bodily actualisation of aggression which aims to negate the danger*“ (S.37). Glasser unterscheidet zwischen zwei Formen von Gewalt. Auf der einen Seite steht die Selbsterhaltende Gewalt (oder Aggression), die darauf zielt, die Quelle einer drohenden Gefahr zu beseitigen, auf der anderen Seite steht der Sadismus (oder vorsätzliche, heimtückische Gewalt), dessen Ziel das Zufügen von körperlichem und seelischem Schmerz ist. Die Auswirkungen für das Objekt sind im Falle der Selbsterhaltenden Gewalt irrelevant, für den Sadismus aber alles entscheidend, weil er immer innerhalb einer Objektbeziehung auftritt. Selbsterhaltende Gewalt geht immer mit Angst einher, vorsätzliche Gewalt (Sadismus) nicht.

Limentani (1991) bezweifelt die Definition von Gewalt, die davon ausgeht, dass eine Tat erst dann als gewalttätig zu betrachten ist, wenn klar erkennbar ist, dass der Täter einem anderen Menschen bewusst körperlichen Schaden zufügen wollte. Er argumentiert, dass diese Definition die unbewusste Motivation ignoriert. Bedrohungen der Integrität und des Selbstbewusstseins eines Menschen können demnach auch Gewalt hervorrufen. Limentani bezieht auch die Rolle des Überichs in seine Überlegungen ein:

„When the superego takes the ego as the object for its aggression, an unbearable sense of guilt will ensue, which in its extreme form will lead to suicide. On the other hand, the externalisation of aggression can find a suitable target in those persons who symbolize the superego, such as school authorities, political parties, the police, prison officers, nurses in psychiatric hospitals, social workers and so on.“ (1991: 211)

Shengold (1989) prägte den Begriff „Seelenmord“ („soul murder“) und beschreibt den absichtlichen Versuch, die unabhängige Identität eines anderen Menschen auszulöschen. Dieses Phänomen sei beispielsweise bei Eltern zu finden, die ihre Kinder als eine Verlängerung ihrer selbst behandeln, gewissermaßen als Objekte, die nur zur Befriedigung der eigenen Wünsche existieren. Shengold beschreibt, dass die normalen Abwehrmechanismen bei diesen Kindern nicht ausreichen und sich eine „anal-sadistische Abwehr“ etabliert. Im Rückgriff auf Ferenczi (1933, zit. nach Perelberg, 1999) schreibt Shengold, dass sich das missbrauchte Kind in einen mechanischen, hörigen Automaten verwandelt, einen Automaten, der Mordlust in sich trägt. Das frühere Opfer wird nun dem Wiederholungszwang unterliegen und sich mit dem Aggressor identifizieren: „*the compulsion to repeat dominates the lives of people who have been seduced or beaten by psychotic and psychopathic parents*“ (S. 86).

De Zulueta (1994, zit. ebenda) erörtert, dass Aggression ein von Ethologen, Biologen und Psychologen beforschtes Verhalten ist, während es bei Gewalt eher um die Interpretation eines sozialen Verhaltens innerhalb eines bestimmten sozialen Kontexts geht. Gewalt, so De Zulueta, sei ein Versuch, zwischenmenschlichem Verhalten Bedeutung zu geben.

Perelbergs sorgfältige Auswertung von Freuds Verwendung des Begriffs Gewalt ergab, dass er ihn entweder im Zusammenhang mit der Urszene oder mit dem Ödipuskonflikt erwähnte. Freud ging von der kindlichen Phantasie aus, dass der sexuelle Akt der Eltern ein gewalttätiger sei und dass Söhne, wenn man sie nicht hinderte, ihre Väter töten und mit ihren Müttern sexuell verkehren würden⁵⁸.

⁵⁸ Perelberg erkannte in der psychoanalytischen Behandlung von gewalttätigen Patienten eine Kernphantasie (core phantasy), eine Art persönlichen Mythos über die eigene Zeugung und nutzte diese Phantasien, um die Funktion von Gewalttätigkeit zu verstehen: „Thus violence (...) has had the function of allowing them to believe that they have created a space in which they can survive in the face of an object who is experienced as terrifying. (...) Violence is, thus, a communication about these patients' belief systems about themselves, about their relationships with others and, I think, about their origins.“ (S. 107)

Seit Freud haben sich einige analytische Autoren (Deutsch, Chasseguet-Smirgel, Kernberg, Shengold, zit. nach Perelberg) mit dem Verständnis von Gewalt in der Beziehung zur „prä-ödipalen“ Mutter beschäftigt. Perelberg weist darauf hin, dass der Begriff „prä-ödipale Mutter“ benutzt wird, um die Erfahrungen und Phantasien des Patienten zu verstehen. Aus der Sichtweise des Analytikers gibt es keine prä-ödipale Mutter, weil jede Mutter-Kind-Beziehung die Existenz eines Vaters voraussetzt:

„From the analysts perspective, there is no such thing as a pre-Oedipal mother, because any mother-child relationship presupposes the existence of a father.“
(S. 42).

Der Vater hilft dem Kind, einen symbolischen Raum zu entwickeln, in dem sich das Kind als separat von der Mutter erkennen kann und wirkt somit der Mutter-Kind-Symbiose entgegen. Was es für die kindliche emotionale Entwicklung bedeutet, wenn der Vater tatsächlich oder emotional abwesend ist, soll insbesondere im Abschnitt 5.3. thematisiert werden.

Bindungstheoretische Formulierungen:

Bisher liegen keine einheitlichen bindungstheoretischen Formulierungen zu gewalttätigem Verhalten vor (Bowlby, 1984; Fonagy & Target, 2000). Dennoch kann man allgemein sagen, dass für das Verständnis der Entstehungsbedingungen gewalttätigen, destruktiven Verhaltens insbesondere die frühkindlichen Bindungs- und Beziehungserfahrungen eine Rolle spielen, die vom Kind verinnerlicht werden und sich in Selbst- und Objektrepräsentationen bzw. inneren Arbeitsmodellen von Beziehungen niederschlagen.

Bindungstheoretische Hypothesen zur Ätiologie gewalttätigen Verhaltens stützen sich also hauptsächlich auf soziale Faktoren (familiäre Stressoren, Psychopathologie der Eltern, fehlende Wärme und Unterstützung in der Eltern-Kind-Beziehung etc.), die die Entwicklung einer sicheren Bindung stören können (Ross, Lamott & Pfäfflin, 2002). Systematische Versuche, die empirischen Erkenntnisse über soziale Risikofaktoren mit bindungstheoretischen Annahmen zur Ätiologie gewalttätigen Verhaltens zu verknüpfen, begannen erst in den 90er Jahren mit den Studien der Arbeitsgruppe um Peter Fonagy, Miriam & Howard Steele und Mary Target. Sie betonten neben der elterlichen Feinfühligkeit erstmals

die Rolle der metakognitiven Fähigkeiten der Eltern als entscheidende Voraussetzung einer adäquaten Auseinandersetzung des Kindes mit seiner sozialen Umwelt. Welche psychischen Mechanismen gewalttätigem Verhalten unterliegen, wird Thema des nächsten Abschnitts sein. In ersten Studien lässt sich der Zusammenhang zwischen fehlenden metakognitiven Fähigkeiten und delinquentem, gewalttätigem Verhalten belegen (Lamott, Pfäfflin, Ross, Sammet, Weber & Frevert, 1998; Lamott & Pfäfflin, 2001; Levinson & Fonagy, in Vorbereitung).

5.2. Gewalt als Reaktion auf die Bedrohung des mentalen Selbst

In den vorangegangenen Kapiteln wurde Fonagys und Targets Differenzierung zwischen physischem (präreflexivem) Selbst, das unfähig ist, über seine unmittelbaren Empfindungen hinaus zu denken, und dem mentalen (reflexiven) Selbst, das sich mental mit seiner Umwelt auseinandersetzen kann, vorgenommen. Diese Unterscheidung als auch der theoretische Zugang Fonagys und Targets erinnert sehr an Kleinianische Theorien über das Denken, insbesondere an Melanie Kleins Konzepte der paranioid-schizoiden und der depressiven Position (Bion, 1962; Klein, 1940; Segal, 1957; Spillius, 1992). Der Säugling ist in der Lage, sein präreflexives Selbst durch seine Interaktion mit der Umwelt zu vergegenwärtigen. Das mentale, reflexive Selbst des Kindes ist jedoch auf die Gegenwart einer fürsorglichen, spiegelnden, die Gefühle des Kindes reflektierenden Bezugsperson angewiesen (Fonagy, Moran & Target, 1993/2003). Diese dialogähnlichen, Affektspiegelnden Interaktionen bilden die Wurzel der Fähigkeit des Säuglings, Empfindungen über Äußerungen und Absichten eines anderen zu entwickeln (Fonagy, 2002; Stern, 1985). Fonagy et al. (1993/2003) weisen auf das Versagen der Bezugsperson in ihrer Fähigkeit zur adäquaten Spiegelung als eine Bedrohung für das mentale Selbst des Kindes hin. Dem Kind stehen kaum reife psychische Abwehrmechanismen zur Verfügung und es wird vermutlich auf unreife und pathologische Abwehrformen wie Vermeidung und Aggression (Fraiberg, 1982) zurückgreifen.

Ein weiteres Risiko für eine „*pathologische Lust am Zerstören*“ (Fonagy et al., 1993/2003) stellt die Missinterpretation von lebhaftem, assertivem Verhalten des Kleinkindes durch die Eltern dar. Die Persönlichkeit des Kleinkindes hat für den Ausdruck von Wünschen und Absichten nur recht begrenzte Mittel zur Verfügung. Wenn der Selbstaussdruck des Kindes, das z.B. darauf beharrt, ein bestimmtes Spielzeug zu haben bzw. mit der Hand auf den Tisch zu trommeln von den Bezugspersonen immer wieder verhindert bzw. als Aggression missverstanden wird, dann kann es zu einer Verschmelzung von Selbstaussdruck und Aggression kommen, was zu einer destruktiven pathologischen Lust führt (Fonagy et al, ebenda; Stechler, 1990).

Die Ergebnisse des London Parent-Child-Projects (Fonagy et al., 1991) haben eindrucksvoll über die transgenerationale Übermittlung von Bindungsmustern informiert. Eltern, die eine Reflexion eigener innerer Zustände bzw. innerer Zustände anderer im AAI vermieden bzw. abwehrten, hatten Kinder, die in der Fremden Situation mit einem Jahr Vermeidungsverhalten oder milde Aggression gegenüber der Bezugsperson zeigten. Dies kann als eine abwehrende, aber adaptive Verhaltensstrategie verstanden werden, die das mentale Selbst des Kindes vor der geringen Reflexionsfähigkeit der Bezugsperson schützen soll.

Anders liegt der Fall bei Eltern, deren metakognitive Fähigkeiten sehr stark eingeschränkt sind, die durch psychiatrische Auffälligkeiten, Ängste, Drogen- und Alkoholabhängigkeit oder körperliche und sexuelle Übergriffe gegenüber dem Kind dessen mentale Sicherheit gefährden. Um das unreife, mentale Selbst zu schützen, stehen Kindern aus solchen Familien verschiedene äußerst pathologische Strategien zur Verfügung:

- Die Entwicklung eines wirkliche Reflexion vermeidenden „falschen Selbst“ (Winnicott, 1965) zum Schutz des eigentlichen Wesens des Säuglings
- Bei bestimmten Menschen ist eine Verschmelzung von Vermeidungsstrategien mit der Selbststruktur zu beobachten, was zu einer Hemmung des Selbstaussdrucks, aber auch der Aggression führen kann.
- Die Entwicklung einer pathologischen Destruktivität: Kinder mit grausamen und / oder sehr gestörten Eltern haben nur eine sehr fragile Repräsentation mentalen Lebens. Alltägliche Frustrationen werden zur Quelle von unerträglicher Angst, weil sie die Zerstörung des zerbrechlichen mentalen Selbst signalisieren.

Der defensive Schutz des Selbst des Kindes durch aggressive Handlungen reicht angesichts des Ausmaßes der Bedrohung der zerbrechlichen reflexiven Selbststruktur nicht aus und es kann zu einer pathologischen Verschmelzung der Selbststruktur und der Abwehr (Aggression) kommen. Nun ist die Aggression fest mit der Selbststruktur verknüpft und wird zu einer habitualisierten Reaktionsform. Dies kann verheerend für die Selbst- und Objektrepräsentationen des Kindes sein und als eine der Wurzeln sinnloser Gewalt gegen andere angesehen werden (Fonagy et al., ebenda, S. 255).

Unmittelbar vor dem Gewaltakt fühlen die Täter eine unerträgliche Wut und Spannung, sie nehmen das Opfer als Bedrohung wahr und scheinen während der Gewalttat keinerlei Kontrolle mehr über sich selbst zu haben. Die Gewalt dient dazu, die vermeintliche Bedrohung abzuwenden und ein innerpsychisches Gleichgewicht wiederherstellen (Meloy, 1993).

Nicht immer sind es Menschen mit einem biografischen Hintergrund von Misshandlungen und Gewalt, die selbst zu Gewalttätern werden. Dennoch scheint es in der Geschichte dieser Menschen verbreitet Erlebnisse wie etwa frühe Trennungen oder Beschämungen gegeben zu haben, die dem noch unreifen mentalen Selbst des Kindes geschadet haben; denn auch sie verfügen nur über sehr geringfügige metakognitive Fähigkeiten. Diese werden erst in einer intensiven zwischenmenschlichen Beziehung, wie in der Psychoanalyse, sichtbar. Fonagy und Target (1996/2003) betonen, dass das zugrunde liegende Motiv der Gewalt, die sich sowohl gegen andere Menschen als auch gegen das mentale Selbst richtet, der Wunsch ist, die eigenen Gedanken oder die des anderen anzugreifen und unerträgliche Bilder oder Gedanken auszulöschen. (S. 322).

Diese Form von Gewalt, die durch defizitäre reflexive Fähigkeiten möglich wird, ist phänomenologisch streng vom Sadismus zu unterscheiden. Beim Sadismus ist es eben jene Fähigkeit, sich das Leiden anderer vorzustellen, die den „Genuss“ der Gewalt ausmachen.

„Vielleicht müssen Sadisten sich den psychischen Zustand des anderen ausmalen, um Intersubjektivität überhaupt erst zu erleben. Sie sind unfähig zu lieben, was für eine fehlende Erfahrung psychischer Nähe spricht. Vielleicht ist dies der Grund dafür, dass sie eine stereotypisierte Form der Interaktion schaffen müssen, in die die

Gedanken und Gefühle beider Partner intensiv einbezogen sind, um Kontakt zu schaffen.“ (Fonagy & Target, ebenda: 322)

Streeck-Fischer (1996) weist darauf hin, dass Gewalttätigkeit durch die pathologische Verschränkung prägenitaler und genitaler Triebziele sexualisiert wird. Sadistische Triebziele können am Opfer befriedigt und bezwungen werden. Die Gewalt dient gewissermaßen als „Liebesersatz oder besser Liebesobjekt“ (Hacker, 1990: 126; zit. nach Streeck-Fischer, a.a.O.: 206), da die Gewalt nicht nur wegen der Befriedigung eigener Bedürfnisse ausgeübt, sondern auch um ihrer selbst willen geliebt wird.

Brisch (2003) beschreibt vor dem Hintergrund der Bindungstheorie die Kopplung von vermeintlicher Bindungssicherheit und Gewalt. Wenn die körperliche Misshandlung mit ritualisierter sadistischer Gewalt verknüpft ist, dem Peiniger sexuelle Erregung verschafft und dem Kind **gleichzeitig** suggeriert wird, dass diese Erfahrung eine spezielle Form einer stabilen, verlässlichen Beziehung bedeutet, die Dankbarkeit verdient, dann entsteht ein inneres Arbeitsmodell, in dem Bindungserfahrung, Gewalt und Sadismus untrennbar miteinander verbunden sind. In einer Art Identifikation mit dem Aggressor (A. Freud, 1936) wiederholt das Kind oftmals die ihm zugefügten Qualen mit einem geliebten Kuschel- oder Haustier. Die Verbindung von Bindungssicherheit und Gewalt stellt eine extrem pathologische Form von Sicherheit dar.

„Durch die sadistische Gewalt erlebt der Täter emotionale ‚Sicherheit‘, indem er über den anderen bestimmt, ihn mittels Gewalt quälen und damit geringfügig, berechenbar und verfügbar machen kann. Die Erfahrung, von einer Bezugsperson unter Androhung und Ritualisierung von Gewalt abhängig und für diese verfügbar zu sein, wird mit umgekehrten Rollen mit dem Haustier reinszeniert. Auf diese Weise werden Sadismus und Masochismus zwei Verhaltensweisen, die für alle Beteiligten mit einem hohen Maß an Sicherheit und Verlässlichkeit verbunden sind und so emotionale Stabilität erfahren lassen, wenn auch um den Preis von Gewalterfahrung und Verletzung, Demütigung und Scham.“ (Brisch, 2003: 113)

Streeck-Fischer, die sich mit dem Phänomen destruktiven Verhaltens vor dem Hintergrund eines traumatisierten labilen Selbst befasst, betont die besonderen

Entwicklungsbedingungen dieser Jugendlichen, die in Zeiten besonderer Hilflosigkeit und Abhängigkeit von ihrer Bezugsperson mangelhaft versorgt und deren familiäre Situation so desolat ist, dass sie für ihre weitere Entwicklung schlecht vorbereitet, aggressiv und nur vordergründig angepasst sind. Die Lebensgeschichte vieler dieser Jugendlichen und heranwachsender Gewalttäter ist von „kumulativen Traumata“ (Khan, 1963) geprägt, die die Folgeerscheinung eines frühen Versagens in der Mutter-Kind-Beziehung, aber auch eines fortgesetzten Versagens der inner- und außerfamiliären Sozialisation darstellt (Streeck-Fischer, 1992). Hinzu kommen die besonderen Entwicklungsanforderungen der Adoleszenz, in der das traumatisierte, „vorentmutigte Ich“ (Hochheimer 1962/63, zit. nach Streeck-Fischer, 1996: 190), dem die für die Entwicklung benötigte narzisstische Bestätigung versagt blieb, besonders erschüttert ist. Jugendliche, die durch Traumatisierungen von narzisstischer Entleerung bedroht sind, müssen sich durch ein primitives, pathologisches Größenselbst stabilisieren und das geschieht oft durch Anschluss an eine deviante Peergruppen. Die eigene Erfahrung von Ablehnung und Abwertung kann dort gemeinsam kanalisiert und auf andersartige, noch schwächere Jugendliche übertragen werden.

„Ein herablassender Blick, eine unfreundliche Bemerkung, eine Provokation durch den als ‚böse‘ identifizierten Anderen können als tödliche Beleidigung erlebt werden, die nur in einer massiv gewalttätigen Handlung – z.B. den anderen zu schlagen, um ihn bluten zu sehen – Genugtuung findet. Das beschädigte traumatisierte Selbstgefühl scheint so am ehesten repariert werden zu können.“
(Streeck-Fischer, a.a.O.: 192)

Streeck-Fischer betont die primitive Abwehr dieser Jugendlichen. Selbst wenn sie in Schule und Familie scheinbar integriert sind, müssen sie dafür den Preis zahlen, wichtige Persönlichkeitsmerkmale verleugnen zu müssen. Früher erlittene Gewalt und Misshandlung werden abgespalten. Die scheinbare Anpassung Erwachsenen gegenüber dient der Vermeidung früherer traumatischer Erfahrungen; jedoch muss dieser abgespaltene Teil gleichzeitig in gewaltbereiten Gruppen ausgelebt werden.

„Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit gegenüber allem Fremden und Andersartigen müssen wir als Maßnahmen der Jugendlichen gegen einen inneren

Notstand ansehen. Diese Notstandsmaßnahmen dienen dem einzelnen Jugendlichen zur Angstbewältigung und zur narzißtischen Reparation. Sie gehen über die in der Adoleszenz geläufigen Stabilisierungen hinaus und verweisen mit ihrem bedrohlichen Charakter darauf, wie bedroht diese Jugendlichen selber sind.“
(Streck-Fischer, a.a.O.: 204)

5.2.1. Gewalt – nur ein männliches Phänomen?

Wie ist es zu erklären, dass insbesondere Jungen und Männer zu Gewaltäußerungen neigen? Die Rolle konstitutioneller und biologischer Faktoren ist noch nicht zufrieden stellend geklärt (vgl. Kap. 1.4.). Empirische Studien bestätigen, dass Jungen überproportional häufig von Verhaltensschwierigkeiten aggressiver und delinquenter Art betroffen sind (Euler, 1997; Havers, 1978, zit. nach Rauchfleisch, 1992). Diese Entwicklung ist vom Beginn des Lebens (Säuglinge mit Schlaf- und Essstörungen) bis in das Erwachsenenalter zu beobachten.

Neben biologischen und genetischen Aspekten müssen die nachgewiesenen Geschlechtsunterschiede, speziell im Hinblick auf die Äußerung von Aggression, vor dem Hintergrund der geschlechtsspezifischen Sozialisation gesehen werden. Darüber hinaus sind die spezifischen Bedingungen der Identitätsentwicklung der Geschlechter zu berücksichtigen. Die Entwicklungstheorie Chodorows (1985) geht davon aus, dass zumindest in westlichen Industrienationen die Mutter die primäre Bezugsperson des Kindes ist. Dies gilt für Mädchen wie Jungen gleichermaßen. Durch ihre Versorgungstätigkeit könnte man annehmen, dass die Mutter für das Kind zum primären inneren Objekt wird. Der Vater würde demnach für Mädchen und Jungen das sekundäre Objekt darstellen. Die Beziehung zwischen Mutter und Sohn ist von Beginn an durch die geschlechtliche Verschiedenheit charakterisiert. Chodorow betont, dass der kleine Junge von der Mutter als der „sexuell Andere“ gesehen wird. Die Mutter-Tochter-Beziehung hingegen wird von der Mutter eher als Erweiterung ihres eigenen Selbst erlebt. Damit der Junge eine männliche Identität entwickeln kann, muss er sich schon sehr früh aus der primären Beziehung zur Mutter lösen (vgl. auch Greenson, 1982: ‚desidentify from mother‘). Die Mutter unterstützt diese Loslösung, da sie ihrem Sohn aufgrund seiner geschlechtlichen Andersartigkeit von Beginn an distanzierter begegnet. Der Junge muss nun aber große Teile seiner Gefühls- und Phantasiewelt verdrängen und seine größte Angst besteht darin, in die primäre

symbiotische Beziehung zurück zu fallen, da diese Regression die Vernichtung seiner männlichen Identität bedeuten würde. Sie können sich ihre männliche Identität also nur „negativ“, in Abgrenzung und Ablehnung von traditionell mütterlichen Haltungen erarbeiten (vgl. Eggert-Schmid-Noerr, 1992). Dem Vater oder einer anderen männlichen Bezugsperson kommt in diesem Entwicklungsprozess eine wichtige Rolle zu: durch seine Unterstützung kann der kleine Junge die frühe Introjektion des mütterlichen Bildes bzw. die die männliche Identität bedrohende Identifikation mit der Mutter abwehren. Männliche, verfügbare Bezugspersonen sind demnach für die Geschlechtsidentität des Jungen besonders wichtig sind.

Wenn nun durch äußere Umstände der Vater für den Jungen nicht präsent ist und sich der Junge nicht mit ihm identifizieren kann, kann es bei der Selbstentwicklung zu narzisstischen Störungen und Störungen der Geschlechtsidentität kommen. Vor diesem Hintergrund können Gewalttaten, die durch Jungen und Männer verübt werden, als Ausdruck narzisstischer Kränkungen verstanden werden.

Streeck-Fischer (1995) bemerkt, dass in unserer Gesellschaft männliche Jugendliche, die oft mehr als weibliche nach „*Grenzerfahrungen im Umgang mit verpönten oral-süchtigen, polymorph-perversen, anal-sadistischen, aggressiven und destruktiven Triebregungen*“ (S. 210) suchen, auf Ablehnung stoßen. Gewalttätiges und aggressives Verhalten erfahren eine negative Bewertung oder gar Kriminalisierung und es gibt kaum Spielräume zum Sich-Erproben oder um Grenzerfahrungen mit andrängenden Triebimpulsen zu machen⁵⁹.

Männliche Straftäter, die den überproportionalen Teil der Straftaten begehen, scheinen in ihrer Konfliktverarbeitung zu Externalisierung, zu offenem oder aber verdecktem aggressivem Verhalten zu neigen, das sich in der offiziellen Kriminalitätsstatistik niederschlägt (PKS, 2003). Sie werden, zumindest in der Adoleszenz, wesentlich seltener als Mädchen oder junge Frauen psychiatrisch diagnostiziert und stationär behandelt. Junge Mädchen und Frauen hingegen scheinen eine eher internalisierende Art der Konfliktverarbeitung zu haben; sie

⁵⁹ Dieses Erproben entspricht m.E. dem „Spielen mit der Realität“ (Fonagy). Das Fehlen von „Spielräumen“, wie auch Streeck-Fischer sie nennt, mag eine der vielen Ursachen dafür sein, dass Jugendliche die Gewalt konkret und in der Realität agieren müssen.

tendieren dazu, Aggressionen gegen sich selbst zu richten und werden durch Selbstverletzendes Verhalten oft psychiatrisch auffällig.

Wie lässt sich dieses Phänomen erklären? Fonagy und Target (1996/2003) glauben, dass beide Arten von Gewalt einen Versuch darstellen, sich unerträglicher Phantasien, die ursprünglich in den Gedanken des Elternteils beheimatet waren, zu entledigen:

„Der Geschlechtsunterschied mag dabei den Wunsch widerspiegeln, das Denken des gleichgeschlechtlichen Elternteils anzugreifen (mit dem sich zu identifizieren möglicherweise schmerzhafter und unausweichlicher ist). Sowohl Mädchen als auch Jungen haben im Allgemeinen zu einem frühen Zeitpunkt ihrer Entwicklung die Gedanken ihrer Mutter über sich, die dann in ihrer Psyche repräsentiert sind, im subjektiven Austausch erfahren. Die Gedanken des Vaters sind demgegenüber bei beiden Geschlechtern external repräsentiert. Frauen erleben deshalb in ihrer Psyche die unerträgliche Anwesenheit des gleichgeschlechtlichen Elternteils, Männer erleben sie außerhalb, in anderen Personen oder in Objekten, die den Vater repräsentieren. Im Kontrast dazu sucht ein Mann, der das Gefühl als Bedrohung erlebt, von der Mutter verschlungen zu werden, (...) eher die Flucht durch Suizid.“
(a.a.O.: 325)

Bei Mädchen ist es also wahrscheinlicher, dass sie sich von der in ihrem Denken befindlichen Mutter zu befreien versuchen, indem sie sich selbst attackieren. Jungen neigen dazu, ihre Aggressionen gegen das Denken des Vaters zu richten, das durch andere Menschen repräsentiert wird.

5.3. Die Rolle des Vaters bei Gewalt und Destruktivität

Viel ist über die Rolle, die der Vater in der kindlichen Entwicklung des Kindes, insbesondere in der präödipalen und ödipalen Phase spielt, geschrieben worden⁶⁰; es kann in diesem Rahmen nicht ausführlich erörtert werden (Abelin, 1971, 1975; Burlingham, 1973; A. Freud & Burlingham, 1944; Blos, 1990; Freud, 1909, 1921, 1924; Gaddini, 1976; Greenacre, 1960; Greenson, 1968; Herzog, 1980; Loewald, 1951; Mahler, Pine & Bergman, 1975; Stern, 1994; Stoller, 1979; Winnicott, 1960).

Um uns aber einer Antwort auf die Frage anzunähern, welche Rolle der Vater für die Entstehung von Gewaltbereitschaft bei Jugendlichen spielt, müssen wir uns mit der Bewegung des Kindes von der dyadischen zur triadischen Objektbeziehung beschäftigen. Um in einer Welt von immer größerer Komplexität zu bestehen, muss das Kind sich aus dem relativ geschlossenen dyadischen System zwischen sich und der primären Bezugsperson (Selbst-Objektbeziehung) hinauswagen. Es lernt, dass es auch einen getrennten, potentiell unabhängigen Bereich außerhalb der gegenseitigen Abhängigkeit der Dyade gibt und dass dieser Bereich wechselnde Interaktionsmöglichkeiten aus der Perspektive dieser dritten Einheit bietet. Das Kind muss ein sicheres Konzept der Perspektive eines Dritten erlangen können, um erfolgreich an Dreierbeziehungen teilhaben zu können. Dies geschieht durch das Beobachten und Verstehen einer dyadischen Interaktion aus der dritten Perspektive. Eine unabdingbare Voraussetzung für eine gelungene triadische Beziehung ist eine sichere, gute dyadische Beziehung (Säugling-Mutter) (Fonagy, 1998/2003: 197f.).

Innerhalb des Entwicklungsprozesses des Kindes wird eine dritte Person, wie etwa der Vater, allmählich in das Explorieren mit einbezogen. Vorher wurde der Vater vom Kind zwar physisch wahrgenommen, aber er konnte nicht gleichzeitig mit dem primären Objekt wahrgenommen werden. Das Kind muss allmählich lernen,

⁶⁰ Ein ausführlicher Literaturüberblick zur Rolle des Vaters in der psychoanalytischen Theorie bis 1980 findet sich bei Mächtlinger (1981). Sie untersucht die psychoanalytische Sicht auf den Vater vor und nach 1975 und ordnet diese Perspektiven in vier Themen: 1. Theorien, die sich mit der Funktion des Vaters während der präödipalen und ödipalen Phase des Kindes auseinandersetzen, 2. Theorien, die sich mit der Rolle des Vaters bei der Entwicklung kindlicher Sexualität und Geschlechtsidentität beschäftigen, 3. Perspektiven des Vaterseins als fortlaufender Entwicklungsprozess, der seine Wurzeln in der frühen Kindheit hat und 4. psychoanalytische Sichtweisen auf die Rolle des Vaters in der Latenz und Adoleszenz des Kindes. Aigner (2002)

wie seine Beziehung zu seinem Primärobjekt von einer dritten, außen stehenden Person wahrgenommen wird, die nicht in die Interaktion der Primärbeziehung einbezogen ist. Das Kind muss sich, ähnlich wie in Piagets und Inhelders Drei-Berge-Experiment (1947), die Position des Dritten im Hinblick auf die Dyade vergegenwärtigen können:

„Damit die Triade für das Kind psychisch zugänglich wird, muß es die seelische Befindlichkeit des Objektes wahrnehmen können (...). Sofern das Kind selbst die Austauschvorgänge zwischen zwei äußeren Objekten beobachtet, bedarf es eines umfassenden Verständnisses dessen, was es beobachtet, und zwar in dem Sinne, dass es deren Interaktionen in psychischen Befindlichkeiten zu konzeptualisieren vermag. (...) Das Erreichen eines „Gefühls“ für das psychische Vorhandensein eines anderen innerhalb eines dyadischen Austausches, stellt somit die zentrale Voraussetzung für eine bedeutungsvolle triadische Beziehung dar.“ (Fonagy, 1998/2003: 199)

Symbolisches Denken, Mentalisierungs- und Abstraktionsfähigkeit sind also das Ergebnis einer gelungenen Bewegung von einer sicheren Dyade hin zu triadischen Prozessen. Gewalttätige Jugendliche können von diesen Fähigkeiten nur ansatzweise Gebrauch machen. Die Wurzel der Gewalttätigkeit scheint im fragilen Selbst dieser jungen Menschen zu liegen, d.h. die Gewalt dient dazu, das fragile Selbst zu schützen und um Gedanken anzugreifen (Bion, 1959).

Fonagy & Target (1996/2003) beschreiben, dass Menschen mit einer gering ausgeprägten Fähigkeit zur Intellektualisierung die unbewusste Phantasie haben, dass Gedanken im Körper beheimatet sind, dass sie also kaum als Gedanken wahrgenommen, sondern vielmehr körperlich und konkret empfunden werden.

Körperliche Übergriffe dieser jungen Menschen können, folgt man dieser Theorie, als Angriffe gegen die Gedanken des Primärobjekts verstanden werden, die den verzweifelten Versuch darstellen, zwischen den eigenen Gefühlen für sich selbst und dem Gefühl, das das primäre Objekt für sie hatte, zu unterscheiden (S. 335). Es ist anzunehmen, dass es den primären Objekten dieser gewalttätigen jungen Menschen nicht gelungen ist, das mentale Selbst des Kindes in einer Weise zu spiegeln, die dem Kind verdeutlicht, dass es eine von der Mutter unabhängige und

berücksichtigt in seinem Buch „Der ferne Vater“ insbesondere die männliche Entwicklung, den negativen Ödipuskonflikt, Vaterentbehnung und Gewalttätigkeit.

getrennte psychische Einheit darstellt. Daraus kann wiederum eine Identitätsdiffusion resultieren (Kernberg, 1984).

Wenn junge Gewalttäter Objekte nicht auf der psychologischen Ebene wahrnehmen können, d.h. sie als fühlende, denkende, absichtsvolle Menschen wahrnehmen können, suchen bzw. erzeugen sie Identifikationen oder Repräsentationen durch den Körper. Dies prädisponiert sie geradezu zum aggressiven Ausagieren. Andere Menschen können von vielen Gewalttätern ausschließlich durch Körpererfahrungen kontrolliert, auf Distanz gehalten oder Nähe zu ihnen hergestellt werden (Fonagy & Target, 1996). Körpererfahrungen werden von Gewalttätern *an Stelle von* mentalen Repräsentationen von Gedanken und Gefühlen benutzt, um wenigstens scheinbar „Selbst-Kohärenz“ zu erlangen. Durch die Ausschaltung der Wahrnehmung der inneren Befindlichkeit des Anderen *„konstituiert sich die Möglichkeit von nach außen gerichteter Gewalt“* (a.a.O.: 336)

Mc Dougall (1986) beschreibt, wie körperliche Zustände, die gewissermaßen als vom mentalen Selbst getrennt repräsentiert sind, als Bühne fungieren, auf der das Denken inszeniert werden kann. Vergegenwärtigt man sich das aggressive Agieren an Stelle von mentalen Repräsentationen: *„verlässt uns dabei unsere Empathie, was zum Teil auch daran liegt, dass wir alle verständlicherweise die Konfrontation mit physisch repräsentierten Gedanken als etwas zutiefst Bedrohliches empfinden.“* (a.a.O.: 336)

Der Vater, der Dritte im Bunde, spielt eine wichtige Rolle bei der Entwicklung des mentalen Selbst des Kindes.

„The infant's emotional relationship to his father begins later in life than that to his mother, but certainly from the second year onward it is an integral part of his emotional life and a necessary ingredient in the complex forces which work towards the formation of his character and personality.“ (Freud & Burlingham, 1944: 638)

Der Vater tritt im ersten Lebensjahr des Kindes in dessen emotionale und mentale Welt ein (Stern, 1994). Das Kind sollte im günstigsten Falle in dem Vater nicht nur jemanden sehen, der es als psychologische Einheit wahrnimmt, *„sondern es sieht auch die Wahrnehmung seiner selbst durch den Vater in dessen Beziehung zur Mutter.“* (Fonagy & Target, 1996/2003: 339).

Seine Beziehung zum Kind ist, so klassische psychoanalytische Theorien, im Vergleich zur Mutter-Kind-Beziehung weniger durch Ambivalenz belastet; der Vater bringt „frischen Wind“ in den Separations-/Individuationsprozess (Mahler et. al, 1975) und erleichtert ihn, indem er als eine Art Schutzschild für das Kind gegen den Wunsch der Mutter fungiert, die symbiotische Zeit der Dyade zu verlängern (Burlingham, 1973; Stoller, 1979). Loewald (1951) betont die Rolle des Vaters für die Ich-Entwicklung und Individualisierung in der präödipalen Phase. Die Angst vor dem Verschlungenwerden („dread of re-engulfment“) des sich entwickelnden Ichs in der Mutter-Kind-Dyade bewirkt eine Bewegung hin zu einer immer größeren Differenzierung des kindlichen Ich und damit einhergehender Strukturierung der Realität. Die väterliche Position unterstützt das Kind bei diesem Prozess.

Abelins Ansatz (1971, 1975, 1986), der sehr stark von Jean Piaget, aber auch von Objektbeziehungstheoretikern (Mahler, Spitz) beeinflusst wurde, kann als eine gängige psychoanalytische Lehrmeinung zur Bedeutung des Vaters gelten. Er geht von einer „frühen Triangulierung“ als Vorläufer des ödipalen Dreiecks aus. Das Kleinkind bindet sich schon im ersten Lebensjahr an Mutter und Vater, wobei die Bindungsbereitschaft an den Vater so erstaunlich und bedeutsam sei, *„dass ich sogar von einem quasi triebhaftem ‚Durst nach dem Vater‘ gesprochen habe (...)* Dieser Durst bleibt besonders beim vaterlosen Kind oft lebenslang ungestillt und hat dann tragische Folgen“ (1986: 53) Die frühe Triangulierung ermöglicht den Übergang von der spiegelnden Mutter-Kind-Dyade zu einer symbolischen Repräsentation von mehr als einem Objekt. Abelins Theorie bildet eine Art Synthese der Psychologie des Denkens von Piaget mit der Objektbeziehungspsychologie Mahlers und Spitz‘ vor dem Hintergrund der Frage: ‚Wie verwandeln sich um den achtzehnten Monat herum die sensomotorischen Schemata in Sprache, in Vorstellungen, in Phantasien und wodurch werden die Verdoppelungen der Erlebniswelt in Symbole und Symbolisiertes, in ein Ich und seine Objekte bewirkt?‘ Abelin nimmt an, dass Triangulierung aus dem Konflikt zwischen zwei Interaktionsformen („sensomotorische Schemata“) entsteht, die Interaktionsmuster zwischen dem Kind und jeder seiner Bezugspersonen repräsentieren: *„Indem die Möglichkeit gesehen wird, auf zwei unterschiedliche*

Arten zu interagieren, wird die symbiotische Einheit mit der Mutter aufgebrochen.“ (Fonagy & Target, 1996/2003: 339).⁶¹

Französische Psychoanalytiker betonen die Rolle des Vaters bei der Strukturbildung des Kindes. Zwar liegt auch innerhalb dieser Theorien der Fokus auf der Rolle des Vaters bei der Trennung von der Mutter, aber die (reale und vorgestellte) Erfahrung mit dem Vater wird als entscheidend für die Entwicklung des symbolischen Denkens hervorgehoben (Lacan, 1953).

Greenspan (1982) verweist auf die hohe Verletzlichkeit von Kindern mit abwesenden Vätern. Ihnen fehle die Unterstützung durch den Dritten, der sie in ihrem Streben heraus aus der dyadischen Verstrickung mit der Mutter fördern könne. Der Vater soll das Kind in seinen aggressiven Strebungen unterstützen und ihm in seiner Trauer um den Verlust der dyadischen Beziehung zur Mutter zur Seite stehen. Burgner (1985) argumentiert ihre Beobachtungen von dreizehn Kindern der Hampstead Klinik (Anna Freud Centre), die ihre Väter während der ersten fünf Lebensjahre durch elterliche Trennung verloren, in ähnlicher Weise. Sie stellte bei diesen Kindern eine Verlängerung der primären narzisstischen Verwicklungen auf dem Gebiet der Selbst-Entwicklung und der sexuellen Identität fest. Zudem blieben die Kinder fest und ambivalent an das noch verfügbare primäre Objekt gefesselt.

Die in diesen klassischen psychoanalytischen Theorien beschriebenen Funktionen des Vaters, „Halt“ zu geben oder „Schutzschild“ zu sein, dienen nicht ausschließlich der Bindungslockerung zwischen Kind und Mutter: der Vater lebt dem Kind eine mehr oder weniger unabhängige Beziehung zur Mutter vor und das kann nur gelingen, wenn der Vater in der Beziehung zur Mutter des Kindes nicht die eigene Mutterbindung wiederholt und möglicherweise zu früh mit dem Kind um die Zuneigung der Mutter rivalisiert (Aigner, 2002).

⁶¹ Kritik an Abelin hebt insbesondere darauf ab, dass Piaget auf der einen und Psychoanalytiker auf der anderen Seite sehr unterschiedliche Vorstellungen des Begriffs „Objektpermanenz“ haben und diese Begriffe nicht vergleichbar sind. Während sich Piagets Untersuchungen auf unbelebte „Objekte“ konzentrieren und er vor diesem Hintergrund davon ausging, dass das Kind keinerlei mentale Vorstellungen vor dem 16.-18. Lebensmonat hat („Piaget maintains that he sees no compelling reason to assume the existence of mental images of any kind before the age of 16 to 18 months“ Mächtlinger, 1981: 129), beschäftigen sich Psychoanalytiker mit der Beziehung des Kindes zu affektiv besetzten, lebenden, gar primären Objekten: „The question arises whether the child’s relationship to the two different kinds of object can be regarded as the same. Psychoanalysts would decisively reject such a view.“ (a.a.O.: 129).

Es scheint außerdem wichtig darauf hinzuweisen, dass die anfänglich rein dyadischen Vorstellungen der Beziehung zwischen Primärobjekt (Mutter) und Kind nicht zuletzt durch empirische Belege und die Säuglingsforschung zunehmend in Frage zu stellen sind, während die Beziehung zwischen den Eltern und deren Verinnerlichung durch das Kind stärkere Beachtung finden sollten. Das Kind verinnerlicht nicht nur die Repräsentation der Mutter, sondern von Beginn an auch die beobachtete oder erspürte Beziehung zwischen den Eltern – das was Freud als „Urszene“ bezeichnete (Aigner, 2002). Die Verinnerlichung der Urszene und die Konstruktion eines triangulären Raums haben deshalb so große Bedeutung, weil sie die „Grundlage für die Integration des Selbstempfindens⁶² (des Selbst sowohl als Subjekt als auch als Objekt)“ (Aron, 1995, zit. nach Aigner, 2002:118f) bilden und damit auch die Voraussetzung für die Entwicklung von Intersubjektivität herstellen.

Bürgin (1998) geht davon aus, dass sich mehrere dyadische Beziehungseinheiten nebeneinander entwickeln, die nur locker miteinander korrespondieren. Erst im Verlauf der weiteren Monate und dann speziell im zweiten Lebensjahr kommt es zu einer Integration dieser Dyaden und damit zur Differenzierung der psychischen Struktur hin zu einer triadischen Struktur. Ermann (1985) betont die Bedeutung der Fähigkeit zur Ambivalenz als Voraussetzung für gelingende Triangulierungsprozesse. Anhand seiner klinischen Erfahrung trägt Ermann belastende Faktoren zusammen, die eine positive triangulierende Funktion erschweren oder unmöglich machen: schlechte Elternbeziehungen, die durch affektive Labilität, Unberechenbarkeit oder Schwäche gekennzeichnet sind. Als nachteilig kann auch gelten, wenn der Vater vom Kind sehr einseitig wahrgenommen wird – als überhöht großartig und ideal oder als wertlos und schwach. In dieser Art der Kind-Vater-Beziehung wird auch der Mangel an Ambivalenz deutlich, es wird immer nur eine extreme Seite des Vaters spürbar – schwach *oder* streng *oder* rücksichtslos (S. 102).

⁶² Eine empirischen Studie zum Zusammenhang zwischen Vaterpräsenz und Selbstwerterleben, die Rodenberg (1965, zit. nach Aigner, 2002) mit fünftausend Oberschülern durchführte, ergab, dass Jugendliche, die von einem engen Verhältnis zum Vater berichteten, deutlich stabilere Selbstkonzepte und einen höheren Selbstwert aufwiesen als Jugendliche mit distanzierterem, unpersönlichen Väterbezug. Bemerkenswert war, dass die Jugendlichen mit dem geringsten Selbstwert nicht die waren, deren Eltern sie häufig strafte, sondern die, deren Eltern ihnen gegenüber *Gleichgültigkeit* an den Tag legten oder durch Mangel an elterlicher „Führungsfähigkeit“ charakterisiert waren.

5.3.1. Der abwesende Vater

„Nicht der abwesende Vater an sich als familienpolitischer Topos ist der Faktor, der zu derartigen Problemstellungen in der Entwicklung Heranwachsender führt, sondern dieser spezielle, zur Enttäuschung, zur aggressiven Reaktion, Identifikation oder Triangulierung Anlaß bietende Vater ist der Indikator Gewalt beinhaltender Entwicklungen. Umgekehrt ist es deshalb auch nicht der Vater an und für sich, unabhängig von seiner Art, nach dem Heranwachsende sich sehnen oder dessen sie als Objekt der Identifizierung zu ihrer gedeihlichen Entwicklung bedürfen, sondern ein Vater, der Interesse und Zuwendung, auch Auseinandersetzung und Unterstützung bieten und damit zur Bestätigung im Sinne intersubjektiver Anerkennung auf Seiten der Heranwachsenden beitragen kann.“ (Aigner, 2002: 276)

In der psychoanalytischen Literatur gibt es mittlerweile viele Hinweise auf die negativen Auswirkungen, die die physische bzw. psychische Abwesenheit des Vaters hat (Abelin, 1986; Aigner, 2002; Britton, 1989; Burgner, 1985; Ermann, 1985; Herzog, 1980, 1982, Neubauer, 1960; Pecher, 1989; Streeck-Fischer, 1996) Abelin erkannte Hinweise auf kognitive Beeinträchtigungen wie Defizite in der räumlichen und mechanischen Intelligenz sowie der sprachlichen Fähigkeiten bei Kindern, die ohne Vater aufgewachsen sind. Corneaus Untersuchungen (1993, zit. nach Aigner, 2002) berichten von gravierenden Mängeln im sozialen, sexuellen und kognitiven Bereich, wenn der Vater in den ersten beiden Lebensjahren fehlt. Die Verhaltensauffälligkeiten entsprächen denen von Waisenkindern in inadäquaten Pflegeverhältnissen. Ermann (1985) erkennt eine „eindeutige“ Störung der Ich-Entwicklung und psychosexuellen Entwicklung bei Kindern ohne real anwesenden Vater. Ermann betont, dass der „Dritte“ für eine „Objektverwendung“ nicht nur in einer phantasierten Beziehung, sondern real verfügbar sein müsse.

Herzog (1980, 1982) untersuchte die Auswirkung aggressiver Impulse auf die kindliche Entwicklung bei eineinhalb bis siebenjährigen Scheidungskindern. In Spiel, Phantasie und Träumen waren aggressive Themen und Inhalte insbesondere bei vaterlosen Kindern zu beobachten. Daraus schloss Herzog, dass der Vater in dieser Entwicklungsphase eine besondere Bedeutung für den Umgang mit aggressiven Trieben und Phantasien hat. Im Falle einer Trennung der Eltern und dem Aufwachsen ohne Vater waren negative Folgen und Symptombildungen im

Alter zwischen eineinhalb und fünf Jahren praktisch ausschließlich bei Jungen anzutreffen⁶³, während ab dem fünften Lebensjahr Kinder beiderlei Geschlechts gleichermaßen betroffen waren. Herzog begründet das Überwiegen aggressiver Impulse bei vaterlosen Jungen im Vergleich zu Mädchen mit der Art der frühen Vater-Sohn-Beziehung, insbesondere der Erkenntnis der Gleichheit des Jungen mit dem Vater und dem damit verbundenen Wunsch, von ihm zu erfahren, wie man sich als Junge verhält.

Britton (1989) erkannte das kindliche Bedürfnis, sich die Sichtweise einer dritten Person (Vater) zu vergegenwärtigen, die die ödipale Konstellation erst zu einem Dreieck macht und dem Denken neuen Raum gibt. Das Fehlen bzw. Negieren dieser dritten Dimension, das bei Patienten in Analyse zu erkennen ist, steht für Britton in Zusammenhang mit dem Versuch des Kindes zu vermeiden, die elterliche Sexualität als etwas wirklich Existierendes anzusehen. Der Gedanke an den Analytiker repräsentiert diese Sexualität und muss folglich vernichtet werden. Gewalt und Destruktivität stehen also für den Wunsch, sich von unerträglichen Gedanken zu befreien, um eine vermeintliche Omnipotenz wiederherzustellen (Fonagy & Target, 1996).

Peter Blos (1990), der mit seinem Werk: „Sohn und Vater“ die Bedeutung des so genannten „dyadischen Vaters“ für die kindliche und adoleszente Entwicklung in bis dahin neuer Form darlegt, hält Defizite in der dyadischen Vaterbeziehung insbesondere für Jungen für sehr schädlich. Blos konnte in Analysen von jungen Männern heftige Affektdurchbrüche angesichts des Verlusts des dyadischen Vaters beobachten. Diese heftigen Enttäuschungsgefühle zeigen, dass der Junge die Unzulänglichkeiten des Vaters sehr genau registriert, „*die ihn als Helden oder würdigen Gegner des Sohnes disqualifizieren*“ (a.a.O: 84). Die jungen Männer leiden daran, dass sie es nicht vermochten, den Vätern ausreichend Anerkennung, Freude und liebevolle Unterstützung zu entlocken. Als Resultat könne man ein Selbstbild *„von deprimierender Unzulänglichkeit und aggressivem*

⁶³ Bei Jungen zwischen eineinhalb und zweieinhalb Jahren beobachtete Herzog das „Erlkönig-Syndrom“, eine Schlafstörung, die innerhalb kurzer Zeit nach der Trennung vom Vater auftaucht und mit heftigen Angstträumen verbunden ist. Weder die Mütter noch andere Bezugspersonen waren in der Lage, die Jungen zu trösten. Die Jungen verlangten nach dem Vater, der allein sie vor den fürchterlichen Gestalten im Traum retten könne. Herzog beschrieb diese Alpträume als phobische Transformationen: die eigenen aggressiven Impulse des Kindes werden im Traum als feindliche Angreifer erlebt. In der Vorstellung des Jungen kann nur der Vater die Angst des Kindes bekämpfen, indem er zurück kehrt und ihn beschützt. Wenn die Hilfe durch den Vater dauerhaft ausbleibt, geraten die Jungen in einen emotionalen Zustand der Sehnsucht, der von Herzog „Vaterhunger“ genannt wird.

Selbstbewusstsein“ (a.a.O.: 85) beobachten, das gerade in der Adoleszenz pathologische Ausdrucksformen finden kann.

Schon (2000) berichtet in seinem Buch „Die Sehnsucht nach dem Vater“ von einer Untersuchung, in der ca. 200 verhaltensauffällig gewordene Kinder von lange abwesenden US-Soldaten deutlich aggressive Reaktionen und Leistungsversagen zeigten und damit bewusst oder unbewusst die Väter zur Rückkehr bewegen wollten: *„Wenn ich böse genug bin, wird der Vater nach Hause kommen, damit ich aufhöre und er sich um mich kümmern kann“* (S. 230f). Einige psychoanalytische Autoren haben sich mit adoleszenter Gewalt im Zusammenhang mit körperlicher Ungewissheit und Unsicherheit beschäftigt (Grieser, 1998; Heim, 1998; Mairitsch & Trinkel, 1998). Körperliche Kleinheitsgefühle oder die Angst, sich angesichts fehlender Körperkraft als schwul oder weiblich beschimpfen zu lassen, wird durch gewaltsame Handlungen abgewehrt.

Gewaltsame Übergriffe Jugendlicher können auch als Verschiebung der Aggression auf den Körper des Vaters, *„der als triangulierender und ödipalisierender Fremder das Kind zwar aus der Einheit mit der Mutter löst, aber offenbar keinen Anlaß für positive Identifikation bietet und hierfür mit dem Ressentiment eines unverdauten Vaterhasses besetzt wird“* (Aigner, 2002: 269f.) verstanden werden. In der Adoleszenz werden frühere ödipale Ängste um die Intaktheit und Unversehrtheit des Körpers aktiviert. In der ‚normalen‘ Entwicklung des Adoleszenten wird das erschütterte Körperbild *autoplastisch*, d.h. in Form von Zweifeln über sich selbst, abreagiert, während gewalttätige Jugendliche ihr erschüttertes Körperbild *alloplastisch*, in Form von Angriffen gegen andere Körper, deren Verletzung einen beruhigen Kontrast zum eigenen unversehrten Körper bietet, abreagiert (ebd).

Menschik-Bendele (1998, zit. nach Aigner, 2002) erläutert, wie eine fehlende Vateridentifikation zur Überidentifizierung mit dem Primärobjekt (Mutter) führen kann und besonders Jungen es schwer haben, sich von dieser primären Bindung zu lösen und eine „männliche Identität“ auszubilden. Der Autor schildert Beispiele aus der psychotherapeutischen Praxis, in denen zum Ausdruck kommt, dass Söhne, die ihre Väter als kraftlos, abwesend, gleichgültig und unfähig, eigene Rechte geltend zu machen, erleben, sich von diesen Vätern sehr verraten fühlen. Diese Kinder treibt es oftmals hinaus aus den ohnehin unsicheren Bindungen in

fragwürdige emotionale Beziehung- und Vorbildsuche (S. 241). Interessant sind in diesem Zusammenhang empirische Ergebnisse, die davon berichten, dass das Mutterbild psychisch auffälliger Menschen besonders intensiv besetzt ist, während das Vaterbild wenig Kontur und Konsistenz besitzt und durch „Schwäche, Abhängigkeit und Unterlegenheit“ gekennzeichnet ist (Stork, 1989: 155f).

Da das Vaterdefizit ein wichtiger ätiologischer Faktor für psychische Störungen zu sein scheint, sollte man insbesondere die Ätiologie narzisstischer Persönlichkeitsstörungen neu bewerten: sie werden nicht nur durch gestörte Mutter-Kind-Beziehungen verursacht, sondern sind auch als Folge der Nicht-Verfügbarkeit des Vaters in den ersten Lebensjahren anzusehen (Overbeck, 1984; zit. nach Aigner, 2002).

Streeck-Fischer (1994, 1996) weist darauf hin, dass die ödipale Auseinandersetzung misslingt, wenn der Dialog mit dem zweiten Objekt, dem Vater, durch dessen Abwesenheit oder Schwäche gestört oder zerbrochen ist. Die Identifikation mit einem väterlich-männlichen Objekt muss dann unvollständig oder brüchig bleiben, was fatale Auswirkungen auf die soziale Eingliederung des Kindes hat. In der Adoleszenz dann, in der insbesondere die Auseinandersetzung mit dem Vater eine wichtige Rolle spielt, fehlt er oder ist schwach und nach Streit und wechselseitigen Abwertungen endgültig fallen gelassen (1996: 194). Streeck-Fischer beschreibt die Wut, die gewalttätige (rechtsextreme) Jugendliche auf ihre vernachlässigenden Eltern, insbesondere die Väter empfinden. Das Abgeschobensein in der Familie wird dabei durch den Hass auf „abschiebewürdige“ und vernachlässigte Ausländer oder andere Opfer abgewehrt. Die Selbsteinschätzung als „verwahrloster“, vernachlässigter Jugendlicher ist für den ohnehin schon beschädigten Narzissmus schwer zu ertragen und wird durch narzisstisch entlastende Erklärungen abgewehrt, z.B. dass nicht die tatsächlich mitverantwortlichen Menschen (Eltern, Lehrer etc.) für das enttäuschte, zukunftslose Leben verantwortlich sind, sondern angebliche Feinde, die den Lebensraum bedrohen und die Zukunft vernichten. Bei gewalttätigen Jugendlichen lässt sich oft ein Hin- und Herpendeln zwischen „Angst haben“ und „Angst machen“ beobachten. Das Angstmachen hilft gegen die eigene Angst und Hilflosigkeit. Die Qualität der Aggression und Destruktivität, die in den besonders brutalen Gewalttaten zum Ausdruck kommt, erinnert an narzisstische Wut. Die Opfer werden nicht, wie etwa in der ödipalen Auseinandersetzung, als

menschliche Gegner wahrgenommen und bekämpft, sondern sie werden „*einem narzißtischen Erleben entsprechend als das eigene Überleben bedrohende Objekte behandelt, von denen die Welt gereinigt werden muß*“ (König, 1988, zit. nach Aigner, 2002).

Ein unbewusster „Sinn“ gewaltsamer Aktionen kann der Triumph über den Vater sein: symbolisch werden in den Gewalttaten die Väter angegriffen, denn die Taten stellen eine Provokation gegenüber gesellschaftlichen Institutionen (Polizei, Staat etc.), also ödipalen Instanzen, dar, gegen die es zu rebellieren gilt (Aigner, 2002). Zeltner (1999, zit. nach Aigner) erkannte eine „Angstlust“, die in den Kraftproben der Jugendlichen mit der Polizei zu beobachten ist. Die Polizei sei gewissermaßen an die Stelle der Väter getreten, d.h. der Vater-Sohn Konflikt hat sich aus der Familie auf die Straße verlagert (S. 244).

5.3.2. Stiefväter

Die Worte Stiefmutter oder Stiefvater sind mit dem Attribut „böartig“ belastet, die Vorsilbe „stief“ bedeutet „beraubt, verwaist“ und laut Großem Duden ist ein Stiefkind ein „vernachlässigter Gegenstand“. Es gibt bisher auch wenige Bestrebungen, die Worte an die veränderten Familienstrukturen anzugleichen (Petri, 2003). Wenn die Beziehung zwischen den leiblichen Eltern zerbricht und sich andere Familienformen bilden, büßt die Bindung der Kinder gerade zu den Vätern oft ihre Dauer und Verlässlichkeit ein. Die Kinder sind dann oft „Vätern auf Zeit“ ausgesetzt. Wenn leibliche Väter als kontinuierliche Bezugspersonen verloren gehen, besteht die Gefahr, dass das Kind zum Spielball mütterlicher Interessen wird und seine Bereitschaft zur Identifikation zunehmend aufgeben wird (a.a.O.: 104). Tatsächlich verweisen die bisherigen Forschungsergebnisse tendenziell auf die Schattenseiten der Stiefelternrolle. Die Tatsache, dass es oftmals Stiefväter sind, die Misshandlungen emotionaler und körperlicher Art an ihren Stiefkindern vornehmen, ist bisher noch viel zu wenig beachtet. Die Ergebnisse der Misshandlungsforschung bestätigen, dass Stiefkinder ein besonders hohes Risiko für Missbrauchs- und Misshandlungserfahrungen haben.

Eine bemerkenswerte Parallele findet sich in der Tierverhaltensforschung, die natürlich nicht überstrapaziert werden sollte, um menschliches Verhalten zu

verstehen: Aus dem Verhalten von Löwen ist bekannt, dass wenn die alten Männchen neuen, von außen kommenden, stärkeren Männchen die Führung eines Rudels überlassen müssen, die Weibchen und ihre Jungen von ihnen angegriffen werden. Die neuen Führer des Rudels sind nicht bereit, den fremden Nachwuchs aufzuziehen. Etwa ein Viertel aller Löwenbabys kommt auf diese Weise um. Die Reaktion der Löwenmütter löst Erstaunen aus: Nur wenn die neuen Führer des Rudels die Löwenbabys töten, sind die Weibchen schnell wieder bereit, sich mit ihnen zu paaren. (Dokumentarfilm „Gemeinsam sind sie stark. Löwinnen der Serengeti“, zit. nach Petri, 2003)

In der Frage nach den Motiven für die Ausstoßung nichtleiblicher Kinder bedient sich Petri des Modells des gespaltenen Motivsystems zwischen „Eigenem“ und „Fremden“. Das fremde Kind wird vom Stiefvater als elementare Bedrohung erlebt. Die Andersartigkeit des Stiefkindes bringt somit etwas Unkontrollierbares in das neue System ein. Petri betont weiter, dass das fremde Kind durch seine Geschichte und Abstammung nicht nur für sich selbst, sondern auch für seinen leiblichen Vater steht. Dieser Prozess ist wechselseitig: das Kind erlebt nur seinen leiblichen Vater als das „Eigene“ und den Stiefvater als „Fremden“, der das ursprüngliche Familiensystem zerstört hat. Daher versucht auch das Kind, den „Fremden“ mit allen Mitteln auszustoßen (S. 109). Durch diese Spaltungsprozesse wird die unbewusste Dynamik dieses Konflikts verständlicher.

Petri betont noch eine andere Gefahr dieser Spaltung: die Verletzung des Inzesttabus. Das Inzesttabu, das für die Familie als Einheit mit einer intakten „Familienrepräsentanz“ gilt, entfällt für das fremde Kind. Der überdurchschnittlich hohe Anteil sexuell missbrauchter Stieftöchter und –söhne ist eine weitere Konsequenz der Ausstoßungsimpulse innerhalb dieser Spaltungsdynamik. Der Missbrauch bricht das Selbstgefühl der Stiefkinder und soll sie in ihre fremde Welt zurück stoßen (S. 110). Diese katastrophalen Folgen der Vaterentbehmung treffen natürlich insbesondere für Kinder zu, deren Stiefväter aus fehlender Reflexionsfähigkeit und anderen inneren Gründen nicht in der Lage sind, das fremde Kind als eigenes anzunehmen. Der Mutter kommt in diesem Spannungsfeld eine zentrale Rolle zu. Sie kann die seelischen Folgen der Zurückweisung durch den Stiefvater ausgleichen, indem sie ihre Liebe und

Loyalität zu ihrem Kind auch unter der Gefahr häufigerer Konflikte mit ihrem neuen Partner aufrecht erhält (ebd.)

„Erst wenn in einem langsamen Prozeß der Annäherung der Stiefvater das Kind als „eigenes“ annehmen und dieses ihn als identitätsstiftendes Vorbild akzeptieren kann, erreicht die Beziehung die Qualität, wie sie durch „ideale“ Ersatzväter erreicht wird. Man kann auch sagen: Der Stiefvater hat seinen schwierigen Auftrag dann gelöst, wenn im Erleben des Kindes aus ihm ein wirklicher Ersatzvater geworden ist.“
(a.a.O.: 113)

Nicht immer gibt es so günstige Bedingungen für eine gute Beziehung zwischen Stiefvätern und ihren Kindern. Viele Stiefväter haben es schwer, zu einem nicht-leiblichen, vielleicht noch oppositionellen und rivalisierenden Kind eine innere Wahlverwandtschaft aufzubauen. Sie verwehren dem Kind das Angebot zur Identifizierung bzw. bieten sich nicht als Vorbild an. Doch gerade das Grundgefühl der Anerkennung durch den Ersatzvater ermutigt das Kind zur Identifizierung und kann ihm helfen, die durch die „Vaterentbehmung“ (Petri, 2003) entstandenen Verletzungen zu heilen und zur schwierigen Identitätsbildung beizutragen.

Petri betont, dass in der Adoleszenz die rein gefühlsmäßige Bindung und Idealisierung des Ersatzvaters nicht mehr ausreichend ist. Besonders in kritischen Phasen wird es immer bedeutender für die Stiefväter, eine überzeugende Integrität, Unbestechlichkeit, Zuverlässigkeit und menschliche Wärme zu besitzen. In diesem Fall ist es wahrscheinlich, dass sie von den Jugendlichen als „gute“ Objekte verinnerlicht werden. Jungen, so Petri, scheinen ein intensiveres Bedürfnis nach Ersatzvätern zu entwickeln, weil ihre Identität als Mann nur von Männern gefördert werden kann (S. 114f.) Auch sei bei Jungen eine stärkere Verunsicherung nach dem Verlust des Vaters zu beobachten, die sich in psychischen und sozialen Auffälligkeiten bemerkbar macht.

5.3.3. Unbewusste Motive für Straffälligkeit

Pecher (1989) beschäftigt sich in seinem Buch „Das Gefängnis als Vaterersatz“ mit der Suche nach dem Vater als unbewusstem Motiv für Straffälligkeit. In der Rechtsprechung wird im Allgemeinen von bewussten Motiven für kriminelles Verhalten ausgegangen; dem Beschuldigten wird unterstellt, er hätte auch anders

handeln können. Die häufig vorhandenen Externalisierungstendenzen dissozialer Menschen legen aber auch die Wirksamkeit unbewusster Motive nahe, die nicht vom freien Willen beeinflusst werden können. Pecher stellt angesichts der Ähnlichkeit in der Persönlichkeitsstruktur von Straftätern und Borderline-Patienten die Frage, „*ob nicht viele kriminelle Taten eher als Symptom einer psychischen Fehlentwicklung einer Behandlung bedürften, denn als scheinbar bewußte Normverletzung bestraft werden sollten*“. (S. 60) Da unbewusste Motive sowohl vom Täter als auch vom Richter nicht zugelassen werden, müssen die bewussten Motive als einzige Erklärung delinquenten Verhaltens herhalten:

„Alle Beteiligten im Gerichtssaal kennen nur bewußte seelische Motive und suchen jede Tat aus bewußten Motiven rationell zu ergründen. In diesem einen Punkt sind Richter, Staatsanwalt und Täter Verbündete. Sie alle, Mitglieder der hochmütigen, die eigenen Schwächen nicht kennenden Menschenrasse, sind bestrebt, als jene souveränen Herren im eigenen Bereiche ihrer Persönlichkeit zu erscheinen, die sie noch weit entfernt sind, wirklich zu sein. Und wenn ein Täter zufällig in ehrlicher Bescheidenheit auf die Frage ‚*Warum hast Du das getan?*‘ mit einem resignierten ‚*Ich weiß nicht*‘ antwortet, fühlt sich jeder in seiner menschlichen Würde beleidigt, und dieses einzige wahre Wort, das bei der Gerichtsverhandlung gefallen ist, glaubt kein Mensch.“ (Alexander & Straub, 1971, zit. nach Pecher, a.a.O.: 61)

Zunächst werden vom Autor neben den real beobachtbaren Funktionen der Institution Gefängnis mit seinen formellen und informellen Normen die unbewussten, und daher besonders wirksamen Funktionen dieser Institution untersucht, da es nicht nur zwischen Individuen Arrangements neurotischer Konflikte gibt, sondern „*auch Institutionen solche Abwehr- und kompensatorische Funktionen erfüllen*.“ (Mentzos, zit. nach Pecher, 1989: 68) Pecher betont, dass die Rolle, die die Institution dem Individuum anbietet, dessen neurotischen Bedürfnissen entspricht und „*deshalb zum Zweck der Abwehr benützt und ausgestaltet werden*“ (S. 68). Das Individuum wiederum dient der Stütze und der weiteren unhinterfragten Existenz der Institution.

„Es soll dabei nicht übersehen werden, dass die Abwehrfunktion nicht das bewußt intendierte Ziel einer Institution ist. Institutionen haben meist rational begründbare Funktionen: etwa Bildung bei der Institution Schule, Resozialisierung bei der Institution Gefängnis – aber gerade hier weist die Diskrepanz zwischen rational

angebbarer Funktion und Realität darauf hin, daß auch, und vielleicht vor allem, neurotische Bedürfnisbefriedigungen am Werk sind.“ (Pecher, a.a.O.: 69)

Der Autor beschreibt Funktionen neurotischer Ersatzbefriedigung für die Gesellschaft als Ganzes, für die Bediensteten im Strafvollzug und letztlich für die Gefangenen selbst. Auf diesen letzten Aspekt „Funktionen neurotischer Ersatzbefriedigung für die Gefangenen“ möchte ich kurz eingehen. Pecher erkennt insgesamt fünf Funktionen, die den Stufen der Libidoorganisation etwa entsprechen, aber auch narzisstische Bedürfnisse und Homosexualität mit einschließen (a.a.O.: 82-91).

1. Unbewusstes Strafbedürfnis

Ausgehend von klassischen analytischen Theoretikern (Freud, Stekel, Reik; Aichhorn, Alexander), die betonen, dass ein unbewusstes Strafbedürfnis eines sadistischen Überichs zum Begehen von Straftaten führen, führt auch Pecher das Schuldgefühl an, das dem Ödipuskonflikt entstammt. Beide verbrecherischen Wünsche, nämlich Inzest und Vaternord, fordern Sühne. Da aber fast jede Straftat weniger schlimm ist als die in der Phantasie ausgeführten Taten (Inzest und Vaternord), wird das Strafbedürfnis nie voll befriedigt und verlangt nach neuen Straftaten wegen der damit einhergehenden Sanktionen.

2. Unbewusste Suche nach Ordnung, Stabilität, Berechenbarkeit

Im Gefängnis können auch ‚anale‘ Bedürfnisse befriedigt werden. Einige Gefangene scheinen es als beruhigend und entlastend zu empfinden, nach einem chaotischen, getriebenen Leben durch äußere Gewalt zu einem geregelten Leben gezwungen zu sein. Das Gefängnis kann hier wiederum als „Stützkorsett“ betrachtet werden, es stellt dem Gefangenen ein „geregeltes Leben“ zur Verfügung, das er aufgrund seiner psychischen Struktur nicht alleine bewerkstelligen könnte.

Fraglich ist natürlich, wie stabil die Veränderung durch die aufgezwungene Ordnung im Gefängnis ist. Nach der Entlassung, wenn die äußeren Stützen wegfallen, können sich die Gefangenen selten selbst, von innen heraus, stützen und übernehmen wieder den alten Lebensstil.

3. Unbewusste Suche nach Versorgtsein

Auch orale Bedürfnisse (Nahrung, Kleidung, Wärme, minimaler menschlicher Kontakt) werden im Gefängnis befriedigt. Diese Versorgung wird dem Häftling garantiert, ohne dass er selbst aktiv werden muss und erinnert daher an die orale Versorgung durch die Mutter. Die Institution Gefängnis ist auf der einen Seite ein bedrückend mächtiger Mutter-Ersatz, weil es kaum Raum für eigene Entscheidungen gibt, auf der anderen Seite ein versagender Mutter-Ersatz, weil es den Insassen nur mit dem Allernötigsten versorgt.

4. Unbewusste Suche nach Bestätigung

Selbst narzisstische Bedürfnisse können im Gefängnis befriedigt werden. Gerade Menschen, die „draußen“ scheitern, denen Bestätigung durch Arbeit, Sozialstatus und soziale Beziehungen verwehrt bleiben, können sich im Gefängnis einen gewissen Status aufbauen. Die engen Grenzen dienen dabei als Unterstützung. Die Arbeit, zu der sie im Gefängnis gezwungen werden, kann z.B. eine Quelle narzisstischer Bestätigung werden.

Einige Straftäter bauen sich eine „negative Identität“ auf. Weil sie unbewusst das Gefühl haben, den gesellschaftlichen Normen nicht genügen zu können, idealisieren sie die Übertretung von Normen. Einige Zeit im Gefängnis gewesen zu sein wird oft gleichgesetzt mit ‚ein richtiger Mann‘, ‚ein harter Kerl‘ zu sein. Oftmals haben Gespräche darüber, wer schon im schlimmsten Gefängnis war, ein Charakter des ‚Sich-Übertreffen-Wollens‘ in nachteiligen Erfahrungen.

5. Unbewusste Suche nach homosexuellem Kontakt

Homosexuelle Erfahrungen sind im Gefängnis neben Masturbation die einzige Möglichkeit sexueller Betätigung, sie werden als ‚Notlösung‘ angesehen. Gerade wegen dieser akzeptierten Etikettierung als ‚Notlösung‘ können auch genuin homosexuelle Neigungen ausgelebt werden, die sonst verdrängt bleiben mussten. Der Gedanke, eigentlich ja nicht homosexuell zu sein, eröffnet einen Weg, sich ohne Schuld- und Schamgefühle homosexuell zu betätigen.

Pecher betont neben den mütterlichen Funktionen, die das Gefängnis bietet, auch die väterlichen Aspekte. Anschließend an klassische psychoanalytische Theorien (Mahler und Abelin) erwähnt der Autor die Funktion des Vaters in der

präödiptalen Zeit, dem Kind als Alternativ-Objekt zur Verfügung zu stehen und es durch diese frühe Triangulierung gegen die Gefahr des Rückfalls in die Symbiose zu schützen. Insassen, die in eine symbiotische Mutter- bzw. Partnerbeziehung verstrickt sind, bietet das Gefängnis eine Distanz zur Mutter/Partnerin, die von ihnen als unbewusst als befreiend erlebt werden kann. Pecher betont, dass bei einem abwesenden Vater das Gefängnis direkt die Funktion der Einbeziehung eines Dritten haben kann: die Enttäuschungsaggressionen gegenüber der Mutter können auf den „Vaterersatz Gefängnis“ umgeleitet werden.

5.4. Zusammenfassung des Kapitels

In den vorangegangenen Abschnitten wurde deutlich, dass die Diskussion um die Ätiologie gewalttätigen, destruktiven Verhaltens in psychoanalytischen Theorien und auch innerhalb der Bindungstheorie sehr heterogen ist. Im vorangegangenen Kapitel wurde insbesondere Bezug genommen auf den Ansatz von Fonagy und Target (1993, 1996, 1998), die Destruktivität als Reaktion auf die Bedrohung des mentalen Selbst verstehen. Innerhalb des normalen Entwicklungsprozesses wird das Kind Belastungen ausgesetzt, die nur dann gemeistert werden können, wenn es eine Bezugsperson gibt, die über das mentale Selbst des Kindes in Beziehung mit ihr und anderen reflektieren kann. Wenn die frühen interaktionellen Prozesse zwischen Kind und Bezugsperson scheitern, d.h. die primäre Bezugsperson des Kindes durch aktuelles Absorbiertsein (z.B. durch eine Depression, Green, 1993), oder Verstrickung in die eigene Kindheit (Main, 1991) nicht in der Lage ist, dem Kind zu zeigen, dass sie es für ein absichtsvolles Wesen hält, dessen Verhalten von Gefühlen, Gedanken und Wünschen gesteuert wird, kann dies zu starken Beeinträchtigungen der reflexiven Fähigkeit führen. Im Extremfall kann diese Störung in der Mutter-Kind-Beziehung, gepaart mit physischem oder emotionalem Missbrauch zu Gewalt beim Kind führen: das mentale Selbst des Kindes bleibt fragil, weil sich der reflexive Prozess, sich nämlich die Gedanken der Bezugsperson zu vergegenwärtigen, als gefährlich erweist. Gewalt wird dann benutzt, um das fragile mentale Selbst vor der Feindseligkeit des Objekts zu schützen. Die defizitäre Fähigkeit, sich in den inneren Zustand eines anderen Menschen hineinzusetzen kann wiederum die Hemmschwelle für gewalttätiges

Verhalten herabsetzen, da das Opfer als gedanken- und gefühllos missverstanden wird. Gewalt kann innerhalb dieser Theorie als Abwehr von symbolischem Denken verstanden werden und der Körper wird benutzt, um was auszudrücken, dass nicht mental ausgedrückt, d.h. gedacht werden darf.

Gerade in solch einer Situation kann die Bedeutung des „Dritten“, des Vaters nicht genug betont werden. Die innere Repräsentation eines Dritten, die auch mit Hilfe der primären Bezugsperson an das Kind herangetragen wird, bereitet die Bühne für die reale Beziehung und das innere Vaterbild des Kindes. Die Beziehung zum Vater und die Beziehung zwischen den Eltern schaffen die Bedingungen für die Repräsentation eines Dritten, die wiederum Voraussetzung für symbolisches Denken und Reflexive Kompetenz ist.

Das Kapitel befasste sich schließlich mit der physischen bzw. emotionalen Abwesenheit des Vaters. Die Vaterentbehrung kann Auswirkungen auf den sozialen, emotionalen und kognitiven Bereich des Kindes haben und somit auch die Fähigkeit des Kindes beeinträchtigen, angemessen mit Aggressionen umzugehen. Schlagen durch die Abwesenheit des Vaters die frühen triadischen Prozesse beim Kind fehl, so kann beim Kind ein „*Druck zur Projektion oder zum bewußtlosen Handeln*“ (Target & Fonagy, 2002/2003) entstehen. Der einzig verfügbare Bewältigungsmechanismus für unerträgliche Selbsterfahrungen ist dann die Externalisierung, womit der andere, z.B. das Opfer von Gewalttaten, zum Träger des unerträglichen Selbstanteils wird.

Diese beschriebenen Externalisierungstendenzen gewaltbereiter Jugendlicher und Heranwachsender legen die Wirksamkeit unbewusster Motive für ihre Straftaten nahe, sei es das unbewusste Strafbedürfnis (Freud), die unbewusste Suche nach dem Vater (Pecher) oder andere Funktionen neurotischer Ersatzbefriedigung, die etwa die Institution Gefängnis bietet.